

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

19.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[September 7, 1855.]

Die Reiterstatue Peter's I. in Petersburg.



Die kolossale Statue Peter's des Ersten, des Gründers von St. Petersburg, erhebt sich der Vorderseite der Isaakskirche gegenüber, am westlichen Ende der Admiralität. Der ungeheure Granitblock, welcher zum Piedestal genommen wurde, und dessen Gewicht man auf dreißigtausend Zentner anschlägt, wurde aus einem von der Stadt $1\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Moraste an den Ort seiner

Bestimmung gebracht. Um ihn zu transportiren, wendete man Menschenkräfte und Maschinen an; das Ganze glitt auf Kanonenkugeln fort, denn Walzen würden von seiner außerordentlichen Schwere zerdrückt seyn. Diejenigen Kugeln, über welche der Granitblock hinwegbewegt worden war, und welche also frei waren, wurden nun wieder auf der Vorderseite angebracht, indem man

ihnen eine der Richtung der Steinmasse entsprechende Stellung gab. Ein auf dem Felsen stehender Tambour gab den Arbeitern das Signal.

Die ursprüngliche Länge dieser Felsenmasse mochte ungefähr 45 Fuß betragen; seine Breite und seine Höhe konnte man auf etwa 20 Fuß anschlagen; der Künstler jedoch, welcher befürchtete, daß seine Statue bei einer solchen Höhe an Effekt verlieren würde, gab dem Piedestal eine verhältnißmäßige Größe und Form. An dem Denkmalc liest man mit Bronz Buchstaben die Worte: *Petro primo Catharina secunda MDCCLXXXII.* „Peter dem Ersten (weihet dieses Denkmal) Katharina die Zweite 1782.“ Auf der entgegengesetzten Seite ist diese Inschrift in russischer Sprache wiederholt.

Das ganze Denkmal ist von einem zierlich gearbeiteten Geländer umgeben. Der französische Bildhauer Falconnet, welcher von Katharina der Zweiten beauftragt wurde, die Statue jenes so außerordentlichen Mannes, dessen Machtspruch einige Fischerhütten in prächtige Paläste verwandelte, auszuführen, mußte in die Person des Kaisers den Ausdruck des über alle Hindernisse triumphirenden Genies und Muthes legen. Der Künstler stellte ihn daher auf einem muthigen, sich an dem Rande eines steilen Felsen bäumenden, Moose sitzend dar. Die Haltung des Kaisers verräth eine majestätische Ruhe. Der Denker stemmt sich auf seine beiden Hinterbeine, unwillig über das Gebiß, während Peter einen Schöpferblick auf seine sich blühend aus dem Schooße eines Morastes erhebende Stadt wirft. Er streckt seine schützende Hand aus, um gleichsam natürliche Hindernisse zu beschwören, — eine Haltung, welche außerordentlich kühn ist. Der massive Schweif des Pferdes dient dem ganzen Standbilde gleichsam zur Stütze, und ruht auf einer der ganzen allegorisch-bildlichen Darstellung noch mehr Vollendung gebenden Schlange.

Man sagt, daß diese Reiterstatue in einem einzigen Gusse geformt sey; jedoch behaupten einige Russen, daß, da ein Theil des Metalls aus der Gießform gestossen wäre, die Statue einige mangelhafte Stellen bekommen habe; später habe jedoch ein schwedischer Glockengießer den Schaden geheilt. Das Haupt Peter's des Großen ist nach dem von Mademoiselle Calot entworfenen Modell bearbeitet; diese geschickte Künstlerin hatte die Züge und den Charakter des Kaisers sehr treffend dargestellt.

Die Figur des Kaisers ist 11 Fuß und das Ross 17 Fuß hoch. Die Dicke des Metalls beträgt an den dünnsten Theilen $\frac{1}{4}$ Zoll, und einen ganzen Zoll an den massivsten Stellen. Das Gewicht der ganzen, aus Metall bestehenden Gruppe schätzt man auf 36,636 engl. Pfund.

Als die Idee der Darstellung dieses Denkmals in dem Geiste des Künstlers zur Vollendung gekommen war, theilte er sie, wie man erzählt, der Kaiserin mit, fügte aber die Bemerkung hinzu, daß es mit Schwierigkeiten verknüpft seyn würde, einen Mann zu Pferde in einer so kühnen Stellung zu Stande zu bringen, ohne daß man ein lebendiges Beispiel dieser Art zum Vorbilde habe. Der General Melissino, welcher im Rufe eines ausgezeichneten Reiters stand, erbot sich daher, jeden Tag eins der besten arabischen Pferde des Grafen Alexis Orloff auf einem künstlichen, den Granitblock vorstellenden Terrain zu reiten; dieser Versuch glückte, und setzte Falconnet in den Stand, die Wahl der angemessensten Stellung zu treffen. So vollendete er die tadelloseste und vielleicht die schönste Reiterstatue, welche es giebt.

Einige Kunstenthusiasten bedauern nur, daß man den Granitfelsen durch die mit ihm vorgenommene Bearbeitung seines ursprünglichen Charakters entkleidet

habe; sie hätten gewünscht, daß man jene rohe Naturform beibehalten hätte, weil diese auf eine noch viel entsprechendere Art auf jene Gattung von Hindernissen hindeutete, welche der Gründer Petersburg's zu besiegen hatte. Wir haben jedoch oben die Gründe angeführt, welche den Künstler zu dieser Bearbeitung des Felsens bewogen.

Die Statue Ludwig's XIV. auf dem Victoria-Platz in Paris ist ein Nachbild von der Peter's des Großen. — Peter der Große wurde den 11. Juny 1672 geboren, bestieg 1689 den Thron und starb den 2. Febr. 1725.

Auszug aus Brooke's Reisen durch Schweden, Norwegen u. s. w.

„Wir kamen an einigen vom Feuer verzehrten Waldstrecken vorbei, welche einen höchst betrübenden Anblick gewährten. Die schöne Decke des frischen Grüns, auf welcher das Auge mit so vielem Vergnügen geruhet hatte, war verschwunden, während, nach allen Richtungen zerstreut, geschwärzte Fichtenstämme, gleich Fragmenten von Steinkohlen umher lagen. Der Ursachen, welche diese Brände des Nordens hervorbringen, sind mancherlei; daher ist es nicht zu verwundern, daß sie so oft Statt finden. Es ist nämlich ein gewöhnlicher Gebrauch der Bauern, daß, wenn sie den Theil eines Waldes, der ihnen zugesprochen ist, lichten wollen, sie dieß durch Feuer bewerkstelligen. Dies erspart ihnen nicht nur die unendliche Mühe, das dicke Gebüsch auszurotten, und erleichtert die Arbeit der Art, sondern ist auch von dem größten Nutzen für das Land, da die Asche ein sehr fruchtbares Düngmittel ist. Nun trägt es sich aber oft zu, daß sie aus Ver-nachlässigung der Vorsichtsmaßregeln, oder weil die trockene Jahreszeit zu weit vorgeschritten ist, nicht im Stande sind, das Feuer in den ihm gesteckten Grenzen zu halten; und so breitet es sich über einen weiten Landstrich aus, und bringt Zerstörung und Verderben überall hin. Zuweilen sollen auch Bosheit und Rache zum Grunde liegen: man erzählte mir ein Beispiel von einem Bauer, welcher, als er sich vergeblich darum beworben hatte, einen Theil des Waldes lichten und urbar machen zu dürfen, welches gewöhnlich gewährt wird, ihn, gereizt durch die Verweigerung, anzündete. Die ganze Gegend war auf viele Meilen weit in Flammen eingehüllt, und es verfloß eine beträchtliche Zeit, ehe ihnen Einhalt gethan werden konnte. — Auch der Blitz verursacht nicht selten diese Brände. In die dürren Zweige einer umgestürzten Fichte einschlagend, setzt er sie in Flammen, die sich sogleich dem trockenen Moose mittheilen. Ein Bauer klopft seine Pfeife aus; die heiße Asche liegt einige Stunden lang fort-glimmend; allmählig facht sie ein Windhauch zum Leben und zu heller Flamme an, und das Werk der Zerstörung ist geschehen. In dem wie Zunder trockenen Moose dahin laufend, erreicht die Flamme eine Fichte, und fährt, geleitet von dem harzigen Ausfluß des Baumes, schnell wie ein Blitz an demselben hinauf. So verbreitet sie sich unaufhaltsam durch den ganzen Wald, welcher unter der prasselnden Flamme und dem erstickenden Rauche einen schrecklichen und ergreifenden Anblick gewährt. Der feine, mit der Ursache unbekanntere Wanderer nimmt mit Erstaunen die sonderbare Gluth am Horizonte wahr, und sollte ihn unglücklicher Weise sein Weg durch den brennenden Wald führen, so wird er Mühe haben, dessen Wuth zu entgehen. Auf allen Seiten von stürzenden Bäumen um-

geben, sieht er den Pfad nicht vor Rauch und Flammen, und weiß nicht, soll er rück- oder vorwärts gehen. Wenn sich ein Lüftchen erhebt, so glüht der ganze Wald. Tausendfältiges Krachen wird rings herum gehört; und sollte ein sanft auffrischender Regen vom Himmel fallen, so beginnt ein lautes Zischen, ein verdichteter Rauch wälzt sich daher und die Flammen werden nur auf einen Augenblick unterdrückt, um mit desto größerer Wuth wieder hervorzubrechen. Die bisher ungestörten Bewohner des Waldes fliehen, getrieben aus ihren wilden Höhlen, vor ihrem unwiderstehlichen Feinde in Gegenden, die früher vor ihren Besuchen sicher waren, und Bären und Wölfe, welche gezwungen sind, ihren gewohnten Zufluchtsort zu verlassen, beunruhigen die Wohnungen der Menschen und machen verzweifelte Angriffe auf das Vieh der Bauern. Es läßt sich kaum ein fürchterlich-erhabeneres Schauspiel denken, als ein Brand dieser Art in den unbewohnten Theilen des Nordens, besonders wenn man von einem Berggipfel das Fortschreiten der Flammen, und die durch das zerstörende Element dem lächelnden Antlitz der Natur so schnell aufgedrungene Veränderung beobachtet.“

Bei einer ähnlichen Gelegenheit hätte einst der große Naturforscher Linné beinahe sein Leben eingebüßt. „Ich durchreifete,“ schreibt er, „in Ulea Lappland in sehr trockener Jahreszeit einen Waldraum von dreiviertel schwedischen Meilen, der fast ganz von der Flamme zerstört war, so daß Flora, anstatt in reizendem Grün, im tiefsten Schwarz erschien; ein Schauspiel, welches mich mit tieferem Schmerz erfüllte, als es selbst das weiße Kleid des Winters gethan haben würde, denn dieser, wenn er auch die Blätter zerstört, läßt doch, weniger grausam, als das Feuer, die Wurzeln unangetastet. Das Feuer schien an den meisten Stellen, die wir besuchten, fast ganz verlöscht zu seyn, außer in Ameisenhügeln und trockenen Baumstämmen. Nachdem wir ungefähr eine halbe Viertel schwedische Meile gegangen waren, fing der Wind an etwas stärker zu wehen, als es bisher der Fall gewesen war, worauf in dem halb verbrannten Walde ein plötzliches Geräusch sich erhob, das ich nur dem vergleichen kann, welches man sich unter einer großen Armee vorstellen mag, wenn sie von einem Feinde angegriffen wird. Wir wußten nicht, wohin wir unsere Schritte wenden sollten. Vor Rauch konnten wir nicht bleiben, wo wir waren, und zurück durften wir auch nicht. Das Beste schien noch, vorwärts zu eilen, in der Hoffnung, schleunig die Grenzen des Waldes zu erreichen; aber hierin irrten wir uns. Wir liefen, so schnell wir konnten, um nicht von den fallenden Bäumen zerschmettert zu werden, von denen uns einige beständig bedrohten. Zuweilen war der Sturz eines fallenden Stammes so plötzlich, daß wir vor Bestürzung nicht wußten, wohin wir uns wenden sollten, und uns allein auf den Schutz der Vorsehung verließen. Einmal schlug ein Baum gerade zwischen mir und meinem Führer, der nur eine Klafter von mir entfernt war, nieder; wir kamen indes, Gottlob, noch glücklich davon. Unsere Freude war nicht gering, als wir dem gefährlichen Abentheuer entronnen waren, denn wir hatten die ganze Zeit über die Angst eines vor der Entdeckung zitternden Verbrechers gefühlt.“

Graf Neidhart von Gneisenau.

Zu den Feldherren, die in der neuern Zeit um den preussischen Staat unsterbliche Verdienste sich erworben haben, ist mit vollem Rechte auch August

Graf Neidhart von Gneisenau zu zählen. Er wurde zu Schilda in Sachsen bei Torgau den 28. Oktober im Jahre 1760 geboren, wo sein Vater Neidhart als österreichischer Hauptmann zur Zeit des 7jährigen Kriegs im Winterquartiere stand. Die Mutter starb bald nach der Geburt des Sohnes, und dieser wurde zu seinem Großvater, Artillerieobersten in Würzburg, gesandt, der sich im Vereine mit seiner trefflichen Gattin der Erziehung des Enkels eifrig annahm. Schon als Kind zeigte dieser große Lust zum Soldatenstande. Unter so glücklichen Umständen reifte er zum Jünglinge heran; jetzt ließ ihn sein Vater nach Erfurt kommen, wo er als Ingenieuroffizier stand; er besuchte nunmehr die dasige Universität und studirte fleißig, besonders Physik und Oekonomie; allein Gneisenau war ein Hiskopf und hieb einem Schuhmachersgefallen zwei Finger ab; er verließ daher Erfurt, ging nach Böhmen und nahm unter den Wurmsersischen Husaren Dienste. Hier gefiel es ihm nicht, er verließ heimlich sein Regiment und ging nach Erfurt, allein ehe er noch hier anlangte, wurde er von österreichischen Werbem als Deserteur erkannt, die ihn verhaften wollten. Er errieth ihre Absicht, warf die Werber zu Boden, schwang sich auf sein Pferd und flüchtete nach Arnstadt, wo er bei einem Freunde so lange verborgen blieb, bis ihm sein Vater Reisegeld schickte. Jetzt trat er in ansbach-bairerische Dienste und marschirte mit den ansbach'schen Truppen 1780 nach Amerika, woher er in 3 Jahren nach Europa zurückkehrte. Nunmehr (1785) trat er in preussische Dienste und stand bis zum Tode Friedrichs II. als Lieutenant à la suite in Potsdam. 1789 wurde er Hauptmann, und da er sehr fleißig studirte, so galt er für den gelehrtesten Offizier der niederschlesischen Füselierbrigade. 1793 und 1794 machte er den Feldzug in Polen mit. 1796 verheirathete er sich, aus welcher Ehe ihm 7 Kinder geboren wurden. Im J. 1806 wohnte er unter dem Prinzen Louis dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld bei und führte sein Bataillon zurück, dessen Oberoffiziere sämmtlich geblieben waren. Im Nov. wurde er Major und rettete im Jahr 1807 die Festung Colberg als deren Commandant. Nach dem Frieden 1807 (d. 9. Juli zu Tilsit) wurde er Oberstlieutenant, dann Chef des Ingenieurcorps und Inspektor der preussischen Festungen. Im J. 1809 trat er aus politischen Ursachen als Staatsrath in den Civildienst und ging nach England, wo er geheimer Abgesandter seines Hofes war. Auch machte er bis 1813, wo sein hoher Werth sich im glänzendsten Lichte zeigte, nach Wien, St. Petersburg und Stockholm Reisen. Beim Ausbruche des Krieges 1813 wurde er beim Blücher'schen Corps als Generalmajor und Generalquartiermeister angestellt und leitete den Rückzug von Lützen bis Breslau meisterhaft. Während des Waffenstillstandes beschäftigte ihn die Bildung der Landwehr, die während des Krieges über 100,000 Mann zur Armee schickte. Jetzt wurde er Chef des Generalstabes bei dem Blücher'schen Armee-corps. Die Vernichtung des Macdonald'schen Corps (d. 26. Aug.) an der Rappbach, der Uebergang über die Elbe bei Wartenburg (d. 3. Okt.) und der Sieg bei Möckern (bei Leipzig d. 16. Okt.) waren größtentheils das Werk seiner Rathschläge. Im Dec. 1813 wurde er Generallieutenant. Im J. 1814 war er es vorzüglich, der auf den Marsch nach Paris drang und die Befolgung seines Rathes gab den Ausschlag des Krieges.

Diese seine großen Verdienste dankbar anerkennend, schenkte ihm der König von Preußen eine sehr ansehnliche Domaine, die Herrschaft Sommerschenburg bei Magdeburg, so wie den Grafentitel, und machte ihn zum General der Infanterie.

1815 kehrte Napoleon von Elba zurück, die Heere rückten wieder in's Feld, und als die Schlacht von Ligny den 16. Juni 1815 für die Verbündeten verloren worden war, vermochte es Gneisenau vorzüglich, das Heer derselben wieder so weit in Stand zu setzen, daß es am 18. Juni desselben Jahres die entscheidende Schlacht bei Waterloo gewann. An beiden Tagen gerieth Gneisenau, wie der Feldmarschall Blücher, in Lebensgefahr: zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Mit einem Bataillon Infanterie und zwei Reiter-Regimentern trieb er die geschlagene Armee die ganze Nacht hindurch über Genappe, wo reiche Beute gemacht wurde, und Quatre-Bras vor sich her, und machte so den Sieg voll-



Graf Reidhart von Gneisenau.

ständig. Nach der Schlacht bei Belle Alliance ernannte ihn der König zum General der Infanterie und zum Ritter des schwarzen Adlerordens. Zum zweiten Male ging er mit den Heeren nach Paris und nahm an dem dortigen Friedensschlusse Theil, worauf er sich als kommandirender General der Rheinprovinzen nach Coblenz begab. Im folgenden Jahre brauchte er die Bäder von Karlsbad und Teplitz, und lebte sodann im Schooße seiner Familie in ländlicher Ruhe auf seinen Gütern in Schlessien, bis er 1818, an Kalkreuth's Stelle, zum Gouverneur von Berlin, und als Mitglied des neu organisirten Staatsraths, zum Präsidenten der Sektionen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Der 71jährige Greis ward im Jahre 1831 den 24. Aug. in Posen, wohin er zur Ordnung der polnischen Angelegenheiten gesandt worden war, ein Opfer der Cholera.

Bilder aus Marokko.

2. Die Bewohner Marokko's.

Die ältesten Landesbewohner sind die Berbern, welche, nach der Sage, von Ham, dem zweiten Sohne Noah's, dessen Nachkommen Egypten bevölkerten, abstammen. Sie suchen gegen den Kaiser von Marokko ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, leben unter selbstgewählten Fürsten in hochliegenden, wenig zugänglichen Orten, oder in der Ebene in Häusern von Steinen oder Holz, die von hohen, mit vielen

Schießscharten versehenen Mauern umgeben sind. Ihrer Hautfarbe nach sind sie wenig von europäischen Landleuten verschieden; sie haben schöne athletische Formen, sind rüstig und kräftig; ihr Haar ist nicht selten blond. Ihre Kleidung ist sehr einfach: ein Hemd ohne Ärmel nebst Beinkleidern, darüber ein Stück Zeug, um sich gegen üble Witterung zu schützen. Sie scheeren den Kopf, indem sie nur an dem hinteren Theile die Haare stehen lassen, tragen einen Knebelbart und ein Stück Bart am Kinne. Sie sind heftig, kühn, und empfangene Beleidigungen vergessen sie nicht leicht. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Felddbau und die Viehzucht, ihr Hauptvergnügen die Jagd; daher sie auch die Flinten leidenschaftlich lieben und auf deren Ausschmückung mit Silber und Elfenbein viel verwenden. Mit ihnen haben die später eingewanderten Araber, welche ebenfalls auf dem Lande wohnen, große Ähnlichkeit. — Wesentlich verschieden sind aber die Mauren, welche die Städte bewohnen. Diese verwenden mehr Sorgfalt auf ihre Tracht: Ueber dem Hemde mit weiten Ärmeln und den sehr weiten Beinkleidern von weißer Leinwand tragen sie einen hellgelben oder himmelblauen Kaftan mit kurzen Ärmeln, darüber noch einen Mantel von röthlicher Baumwolle oder Seide. Den Kopf deckt eine rothe Mütze, um welche diejenigen, welche nach Mekka pilgern, noch einen weißen Turban von Musselin winden; die Füße sind mit Pantoffeln oder Halbstiefeln aus gelbem Leder bekleidet. Fast eben so kleiden sich die Frauen, nur daß sie Halsketten und Armbänder mit Perlen, Gold- und Silbermünzen und Juwelen tragen, und daß ihr Obergewand von einem mit Gold gestickten, aus karmoisinrothem Sammet bestehenden Gürtel, vermittelst einer goldenen oder silbernen Schnalle, zusammengehalten wird. Weder Männer, noch Frauen tragen Strümpfe. Der Aermere freilich begnügt sich mit einer Art Sack von grober Leinwand, mit Löchern für Kopf und Arme. — Die bei uns gewöhnlichen Hausgeräthe, Tische und Stühle, kennen sie nicht, eben so wenig Messer und Gabel; man ist mit den Fingern. Statt des Kaffee's trinken sie Thee, und statt des Tabaks rauchen sie eine Art Hanfblätter.

Der sittliche Zustand der Mauren ist, nach dem Zeugnisse eines Mannes, der zwölf Jahre unter ihnen lebte, der schrecklichste: sie vereinigen alles Schlechte und Verächtliche in sich. Nachsucht, Habsucht, Geiz sind vorherrschend. Gegen Untergebene sind sie stolz und hart, gegen Obere kriechend; Beleidigungen vergessen sie nie; ihren durchdringenden Verstand wenden sie zum Verrathe und zur Treulosigkeit an. Kein Band der Freundschaft oder der Verwandtschaft ist ihnen heilig, wenn ihr Mißtrauen erwacht ist. Schon ihr Ansehen hat etwas Unheimliches, Undankbares und Finsteres. — Den Schmerz ertragen sie mit unbeschreiblichem Gleichmuth: man hat Mauren gesehen, die mit Dornen, Armen oder Beinen wegen eines Verbrechens angenagelt waren, ruhig ein Gefäß mit Wasser zum Trinken oder eine Pfeife zum Rauchen verlangten; — andere, denen die Hand abgehauen ward, hoben sie hurtig auf und liefen eilig davon. — Von den Frauen läßt sich wenig sagen, da nur den Vätern, Brüdern und Gatten gestattet ist, sie zu sehen; sie sind in ihr Weibergemach eingeschlossen, leben in behaglicher Ruhe und würden es für eine Beleidigung halten, wenn ihr Mann sie den Blicken eines Fremden bloßstellen wollte. Bei dieser Lebensweise werden sie dick und fett und erreichen so, nach maurischen Begriffen, das höchste Ziel der Schönheit.

Im hohen Grade niedergedrückt und verachtet sind die hier lebenden Juden, welche Handelsleute, Handwerker, Künstler u. s. w. sind. In den Städten bewohnen sie besondere Quartiere, welche Abends verschlossen und oft nicht eher wieder geöffnet werden, als bis sie eine namhafte Summe Geld erlegt haben. Dafür rechnen sie sich's zum Vergnügen, einen Mauren betrogen zu haben. Sie dürfen nur auf Maulthieren oder Eseln reiten, — das Pferd ist für sie zu edel; vor den Heiligthümern und den Häusern der Vorneh-

men müssen sie mit bloßen Füßen vorübergehen; wenn ein Muselman trinkt, dürfen sie sich dem Brunnen nicht nähern, in Gegenwart eines Mauren sich nicht setzen; die Farbe ihrer Kleider muß schwarz seyn; sie müssen die Leichname der Verurtheilten beerdigen, und die Schuldigen hängen, und was dergleichen Plackereien mehr sind. Und doch sind alle diese Bedrückungen wahrscheinlich Ursache, daß sie sehr streng an den Gebräuchen ihrer Religion hängen.

Die Jagd der wilden Elephanten.



Der Elephant, das größte unter den Landthieren, lebt in den heißesten Erdstrichen Afrika's und Asiens. Der asiatische unterscheidet sich von dem afrikanischen durch seine Größe und Schönheit; jener wird gegen 15 Fuß hoch und wiegt im 20. Jahre gegen 7000 Pfund. In Asien lebt der Elephant im südlichen Theile und besonders auf der Insel Ceylon, wo man den größten und schönsten findet, in Afrika im mittlern und südlichen Theile. Wegen seiner Klugheit läßt sich der Elephant leicht zähmen und vermöge seiner außerordentlichen Gelehrigkeit zu allerlei Arbeiten abrichten, die uns oft unglaublich erscheinen würden, wenn sie nicht durch die glaubwürdigsten Zeugnisse der Reisenden verbürgt wären. Interessant ist die Art, wie diese Thiere gefangen werden. Ganze Heerden Elephanten werden in einen starken Verhau getrieben und so gefangen; schwieriger noch ist der Fang einzelner Elephanten. Obige Abbildung giebt uns davon eine recht deutliche Ansicht. — Kennen die Jäger den Aufenthaltort eines einzelnen Elephanten, so begeben sie sich bei einbrechender Dunkelheit mit vier zur Jagd abgerichteten weiblichen Elephanten (Kumkies) dahin. Drei Kumkies nähern sich mit der größten Vorsicht dem wilden Elephanten, rückten fressend vorwärts und zeigen dabei solche Verschlagenheit, daß man sie für wilde Elephanten halten sollte, welche zufällig aus dem Walde heraustreten. Zeigt der wilde Elephant bei dem Näherücken der Kumkies einige Unruhe, so ergreifen diese schnell die Flucht; denn sie würden Gefahr laufen, von ihm durchbohrt zu werden; bleibt er aber ruhig, so umstellen sie ihn wie zufällig und fangen an mit ihm zu spielen, indem sie ihn sanft an den Hals drücken oder mit ihrem Rüssel umspannen. Da dieß dem wilden Elephanten Vergnügen macht, so überläßt er sich diesem Spiele und vergißt bald alle Gefahr. Unterdeß nähern sich die Jäger mit dem vierten Elephanten, und nun beginnt das schwierigste Werk. — Die Jäger kriechen mit der größten Vorsicht dem wilden Elephanten von hinten unter den

Bauch und umschlingen seine Hinterbeine mit einem dünnen Stricke. Merkt er diese leichten Fesseln nicht, so setzen sie ihre Arbeit fort, indem sie mit 6 bis 7 starken Stricken die Hinterbeine fesseln; zuletzt schlingt man noch ein 60 Ellen langes Tau um jedes Hinterbein. Ist es möglich, so fesselt man auch die Vorderbeine. Wenn die Arbeit vollendet ist, so ziehen sich die Jäger zurück, und auch die Kumkies entfernen sich. Kaum bemerkt der Elephant, daß er überlistet ist, so wird er wüthend und sucht in den nahen Wald zu fliehen. Da er wegen der Fesseln keinen ordentlichen Schritt vorwärts thun kann, so geht es nur langsam und es wird den Jägern möglich, ihm zu folgen und das lange Tau um den nächsten starken Baum zu schlingen. Die Wuth des Gefangenen erreicht jetzt den höchsten Grad; er wirft sich auf die Erde, zerbüßelt den Boden mit seinen gewaltigen Zähnen und bietet alle Kraft auf, um sich frei zu machen; dabei brüllt er auf eine fürchterliche Weise und kein Jäger darf sich ihm jetzt nahen. Zuweilen gelingt es ihm auch, die Stricke und Taue zu zerreißen, und dann entflieht er in das Dickicht; gewöhnlich aber ist dies unmöglich. Von der langen gewaltigen Anstrengung ermattet, wird er endlich ruhiger, und nun nähern sich ihm die Jäger mit den Kumkies und bringen ihm Futter, das er auch annimmt und verzehrt, während die Kumkies mit ihm spielen. So bleibt er Monate lang gefesselt; oft noch geräth er in Wuth, wird aber sanfter und ruhiger, sobald sich die Kumkies nähern, deren Anblick ihn tröstet und in sein Schicksal ergeben macht. Hat er sich endlich an die Gefangenschaft gewöhnt, so nehmen ihm die Jäger die Fesseln ab und bringen ihn mit Hülfe der Kumkies nach Hause. Nur selten erinnert er sich der alten Freiheit und entflieht in die Wälder; gewöhnlich folgt er ruhig den Führern und läßt sich zu verschiedenen Arbeiten abrichten.

Schärfe des Geruchs.

Durch Uebung wird bekanntlich jeder Sinn des Menschen vervollkommenet; wer oft sich im Freien aufhält und sein Gesicht absichtlich im Betrachten der Gegenstände und sein Gehör im Aufmerken der Töne übt, der schärft diese Sinne außerordentlich und lernt eben so weit und genau sehen, als er richtig hören lernt. Matrosen können mit bloßen Augen Schiffe am fernen Horizonte erkennen, welche kein Aenderer gewahr wird, der seine Sehkraft nicht so vervollkommenet hat. Die feinsten Sinne besitzen jedoch ungebildete Völker, die immer im Freien verweilen, und denen bei ihren Streifereien durch die Wälder eben so gut der Geruch, als das Auge zum Wegweiser dient. Der Geruch verräth ihnen, ob da ein Weiser oder Wilder gegangen ist; ihr Gehör vernimmt Unterschiede von Tönen, die uns unbemerkt sind, und ihr Auge entdeckt Spuren von Wild, wovon wir nichts erkennen können. Wir sollten daher auch unsere Sinne mehr üben, als wir es noch jetzt thun, weil wir dadurch sowohl mehr Stoff zum Nachdenken erhalten, als auch uns dadurch mehr Vergnügen verschaffen.

Wir wollen hier einen Beweis von der Feinheit des Geruchs mittheilen, welcher in der That Verwunderung erregt. Zu Paramatta in Neuhoiland verschwand plötzlich der Pächter Fisher, der sein gutes Auskommen hatte. Einer seiner Diensthoten, der, wie man behauptete, sein ganzes Vertrauen besaß, versicherte, er werde bald wieder kommen. Es vergingen drei Monate und Fisher kehrte nicht zurück. Unterdessen verwaltete der Diensthote das Pachtgut seines Herrn, kaufte und verkaufte für eigene Rechnung. Nach Verlauf dieser Zeit entstand in den Gemüthern der Nachbarn einiger Verdacht gegen den Diener; das Gerücht davon kam der Ortspolizei zu Ohren, und diese schickte mehrere Polizeibeamte nach dem Pachtthofe. Darunter befand sich ein gewisser Sam, aus der Stadt Sidney gebürtig. Von einigen ziemlich unbestimmten Anzeigen geleitet, verfügte er sich an eine Stelle, wo sich eine hölzerne Umzäunung befand, an der er einen schwärzlichen Fleck entdeckte; diesen beroch er und erklärte darauf, er rühre von dem Blute eines Weissen her. Hierauf eilte er nach dem Ufer eines Teiches hin, auf dessen Oberfläche man einige Spuren von einem röthlichen Schaume bemerkte. Diesen zog er nach dem Ufer hin, nahm etwas davon in die hohle Hand und kostete ihn; hierauf beroch er ihn und erklärte, er enthalte Spuren von dem Fette eines Weissen.

Endlich beroch er Alles rechts und links herum, wie ein Spürhund, gelangte in einiger Entfernung vom Teiche in ein kleines Gehölz, stach mit einem Stabe, den er in der Hand hatte, in die Erde, hielt ihn an seine Nase, wiederholte diese Versuche mehrmals und erklärte, daselbst befinde sich die Leiche eines Weissen. Man grub nach und entdeckte bald Fishers Körper, dem der Schädel zerschlagen war. Man verhaftete den Diener, der von dem Gerichtshofe zu Sidney zum Tode verurtheilt ward. Vor seiner Hinrichtung gestand er noch sein Verbrechen und sagte, er habe Fisher an der von dem Polizeibeamten bemerkten hölzernen Umzäunung ermordet; darauf habe er den Leichnam in den Teich geworfen. Da er aber nach einigen Tagen besorgte, man möchte die Spuren der Mordthat entdecken, so habe er die Leiche in dem Gehölze verscharrt, wo sie Sam gefunden habe.

Ueber die mittlere Lebensdauer der Menschen.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts leben die Menschen in fast allen Ländern Europas länger, als vorher, und in Frankreich bemerkt man dieß schon seit der Revolution im Jahre 1789, weil sich der Wohlstand allgemeiner in den verschiedenen Klassen der Nation verbreitet hat. Nicht die Reichen sterben wegen ihres Luxus frühzeitiger, sondern der Mangel und die Unreinlichkeit raffen die Armen früher hinweg. Der Wohlstand gewährt die Hoffnung zu einem langen Leben, die Armuth hat in ihrem traurigen Gefolge auch einen frühzeitigen Tod. Wer daher den Wohlstand einer Nation befördert und vermehrt, der rettet die Menschen von einem frühen Abtritte von der Bühne dieses Lebens.

Nach den englischen Statistkern ist in England die mittlere Lebensdauer 45 Jahre, während diese in Frankreich nach Karl Dupin bloß 36, und nach dem Jahrbuche des Längerbüreaus gar nur 32½ Jahr beträgt. Die mittlere Lebensdauer erhält man dadurch, daß man die Bevölkerung eines Ortes, einer Stadt, einer Provinz oder eines Landes als stehend annimmt, wo jährlich eben so Viele geboren werden, als sterben, und die ganze Summe der Bevölkerung durch die Anzahl der jährlichen Gebornen theilt.

Die mittlere Lebensdauer ist jedoch an verschiedenen Orten verschieden, was von dem Wohlstande, der Reinlichkeit, der Aufklärung und der Einsicht der Aerzte abhängt. Wenn die Einwohner eines Ortes, welche alle diese Vortheile besitzen, nicht so lange leben, als die eines andern, der sie in gleichem Grade genießt, so muß es am ersten Orte ein verborgenes Gebrechen geben, das die Regierung kennen lernen und weg schaffen muß. Zu Genf war die mittlere Lebensdauer im 16. Jahrhunderte 48½ Jahr; im 17. Jahrhunderte 23½, und im 18. Jahrhunderte 32½ Jahr. In Lyon ist sie jetzt 32, zu Brüssel 26 und zu Nizza 31 Jahre. Wenn die wohlhabenden Klassen zu Paris 42 Jahre leben, so bringen die Armen ihr Daseyn bloß bis zum 24. Jahre.

Von den verschiedenen Gewerben ist das Eine gesünder, als das Andere; aber so oft man auch behauptet hat, daß das Studium der Wissenschaften der Gesundheit nachtheilig sey, so ist dieß doch nicht gegründet. Ein vorzüglich hohes Leben erreichen die Geistlichen; und ein Italiener Franchini hat gefunden, daß unter 80 italienischen Mathematikern 18 ein Alter von 80, und 2 von 90 Jahren erreicht haben, und dieß in einem Himmelsstriche, der für ein langes Leben nicht so vortheilhaft ist, als die nördlichen Gegenden dieses Erdtheiles. Unter 152 Gelehrten in Frankreich hat man bemerkt, daß die mittlere Lebensdauer für Jeden 69 Jahre betrug. Indessen sollte man sehr sorgfältige Untersuchungen über die mittlere Lebensdauer aller Gewerbe anstellen, damit man bei deren Betreibung für Mittel sorgte, welche für die Gesundheit zuträglich sind. Auch sollten solche Gewerbe, die die Gesundheit gefährden, besser bezahlt werden, als die, welche die Gesundheit nicht beeinträchtigen.

Reinlichkeit der Bienen.

Unter den vielen Tugenden, welche die Bienen besitzen, ist die Reinlichkeit eine der merkwürdigsten;

sie leiden in ihrer Wohnung nicht den geringsten Schmutz. Es geschieht bisweilen, daß eine unvorsichtige Schnecke in den Korb eindringt, und selbst die Verwegenheit hat, über den Ramm hinauszugehen; sogleich aber wird der übermüthige und schmutzige Fremdling getödtet; allein seinen gigantischen Leichnam hinwegzuschaffen, ist nicht so leicht. Unfähig, ihn zu tragen, und den gefährlichen Geruch der Verwesung fürchtend, wenden sie ein wirksames Mittel an, indem sie ihren Feind mit einer Decke von Borwachs einbalsamiren. Reaumur und Moraldi haben beide dieses bemerkt. Jener beobachtete noch besonders einen merkwürdigen Fall. Eine Schnecke drang in einen Bienenstock und klebte sich an der innern glatten Seite fest, wie sie es an der Mauer zu thun pflegt. Den Bienen schien dieser Gast nicht zu behagen. Da sie aber nicht im Stande waren, seine Schale mit ihrem Stachel zu durchdringen, so versielen sie auf folgendes Mittel: anstatt nämlich die Schnecke ganz zu bedecken, kitteten sie bloß die Ecke der Oeffnung der Schale mit ihrem Wachs an die Wand fest, und machten sie so zu ihrer lebenslänglichen Gefangenen; denn der Regen kann diesen Kitt nicht auflösen, wie es mit dem der Schnecke der Fall ist.

Die Schwalbe.

Es giebt mehrere Arten von Schwalben, von denen in Deutschland vorzüglich die Rauchschwalbe, die Hauschwalbe, die Uferschwalbe und die Mauerschwalbe bekannt sind. Sie sind Zugvögel, kommen in der Mitte des Aprils zu uns zurück und verlassen uns wieder gegen das Ende des Septembers, oder zu Anfange des Oktobers. Warum verlassen sie nun unsere Gegenden? Dnsfreitig veranlaßt sie der Mangel an Wärme und Nahrung dazu, und wenn einige zurückbleiben und sich in Seen und Morästen mit Schilf versenken sollen, so sind diese Spätlinge entweder von Krankheit oder zu großer Jugend verhindert worden, mit wegzuziehen. Nirgends, außerhalb Europa's, in welchem Erdtheile doch die Schwalben so zahlreich sind und das sie mit dem Annähern kälterer Witterung verlassen, hat man die Schwalben in großer Menge angetroffen, daß man mit Grund annehmen könnte, unsere europäischen Schwalben begeben sich dahin. Doch ist es wahrscheinlich, daß sie ihren Aufenthalt im Innern Afrika's, und auch in den warmen Gegenden Asiens nehmen. Der Naturforscher Adanson sah unsere Schwalben am Senegal, in Afrika, mit Habichten, Wachstelzen, Wachteln und andern Zugvögeln im Oktober ankommen; vorher sah man keine daselbst.

In warmen Ländern giebt es Gegenden, welche die Schwalben das ganze Jahr nicht verlassen. Sonnini sah sie beständig in Aegypten, Percival auf der Insel Ceylon. Die Schwalben sind in der alten und neuen Welt anzutreffen, und übertreffen an Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Ausdauer im Fluge fast alle bekannten Vögel; ihre Wendungen im Fliegen sind bewundernswerth und kühn. Den größten Theil des Tages schwimmen sie gleichsam in der Luft umher und suchen im Fluge ihre Nahrung, welche in kleinen Insekten besteht. Im Fluge trinken sie und füttern oft, ohne anzuhalten, ihre Jungen.

Sie sind gute Wetterpropheten: wird anhaltend schlechtes Wetter, so fliegen sie sehr niedrig, ja fast an der Erde hin, wo sie ihre Nahrung suchen; dieß

sah der Verfasser dieses noch den 4. August 1833, welcher regenhaft war, und dem 5 und 6 Regentage folgten. Bei heiterm Wetter erheben sie sich in die Luft und fliegen hoch oben.

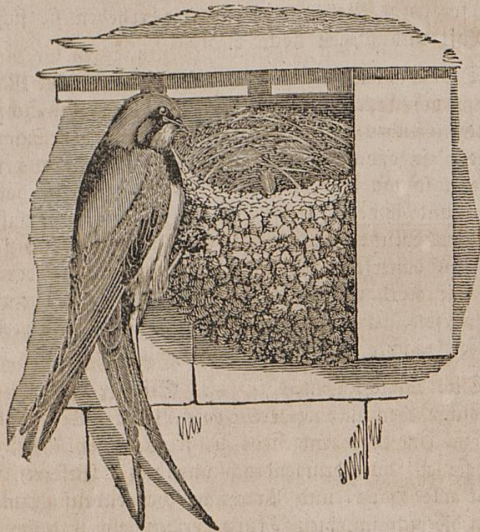
Die Schwalben zeigen viel Muth gegen die Raubthiere, vor denen sie dicht vorbeifliegen und sie zu verschrecken suchen. Einst hatte ein Sperling ein Schwalbennest eingenommen und ließ sich nicht daraus vertreiben, so oft auch die Schwalben an dasselbe heranflogen und ihn fortzujagen versuchten. Als sie sahen, daß ihre Mühe vergebens war, flogen sie alle fort, allein es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder zurück mit Roth im Schnabel und wollten die Oeffnung des Nestes damit verstopfen. Als dieß der Sperling merkte, machte er sich aus dem Staube und flog fort.

Die Rauchschwalbe ist die Schildwache für die Hauschwalben und andere kleine Vögel; denn sobald sich ein Habicht, eine Gule u. s. w. sehen läßt, erhebt sie ein durchdringendes, unruhiges Geschrei und macht alle Haus- und Rauchschwalben darauf aufmerksam, die sich in einen Trupp versammeln und sich mit ihrem Feinde so lange herumnecken und balgen, bis sie ihn vertrieben haben, sie stürzen sich ihm auf dem Rücken, und erheben sich in vollkommener Sicherheit senkrecht in die Höhe.

Die Schwalben bauen zum Theil sehr künstliche Nester, wozu sie Lehm, Gassenkoth, Stroh, Federn und andere Materialien wählen. Der engl. Geistliche White in Hampshire, der ein genauer Beobachter aller Werke der thierischen Schöpfung um sich her war, beschreibt sehr genau den Bau des Nestes der Hauschwalbe. „Gegen die Mitte des Mai's, wenn die Witterung schön ist, fängt sie an, sagt er, im Ernste an eine Wohnung für ihre Familie zu denken. Die Rinne oder Schale dieses Nestes scheint aus solchem Koth oder Lehm zu bestehen, den sie am ersten bei der Hand hat, und sie arbeitet ihn durch kleine Strohhalme zusammen, um ihn zähe und haltbar zu machen. Da dieser Vogel oft an eine senkrechte Wand oder Mauer ohne einen Vorsprung unterbauet, so muß er alle seine Kräfte aufbieten, um die erste Grundlage so fest zu machen, daß er sicher darauf bauen kann. Bei dieser Gelegenheit klammert er sich nicht blos mit seinen Krallen an, sondern hilft sich auch zum Theil dadurch, daß er sich mit seinem Schwanz fest an die Mauer drückt und so eine Stütze bildet. Wenn er den Anfang des Nestes auf diese Art befestigt hat, so bearbeitet er die Materialien in der Gestalt eines Steins oder Ziegels und klebt sie daran. Damit aber sein Nest, so lange es noch feucht und weich ist, nicht durch sein eigenes Gewicht herabfalle, besitzt der verständige Baumeister Klugheit und Vorsicht genug, seine Arbeit nicht zu übereilen; er bauet daher blos des Morgens, und indem er den übrigen Theil des Tages mit Futtersuchung und Vergnügen zubringt, hat die Masse Zeit genug, trocken und hart zu werden. Seine Tagearbeit scheint ungefähr einen halben Zoll zu betragen. Auf diese Art bringt er in ungefähr 10 bis 12 Tagen ein halbkugelförmiges Nest zu Stande, das nach oben hin eine kleine Oeffnung hat, stark, fest und warm ist und vollkommen allen Absichten entspricht, zu denen es bestimmt ist.“

Die Schale oder die Rinne des Nestes ist eine Art groben Bewurfes, der auswendig voller Buckeln und Vorsprünge ist, der inwendige Theil, den Dr. White untersucht hat, ist auch nicht glatt, aber er ist mit Strohhalmen, Gras und Federn ausgelegt, so daß

er für die Jungen weich und warm ist. An langen Tagen sind diese fleißigen Arbeiter von vier Uhr an bei ihrer Arbeit.



Der Bau des Nestes der Hausschwalbe (*Hirundo rustica*).

Die Hausschwalben bedienen sich eines solchen Nestes mehrere Jahre hinter einander, wenn man sie nicht darin stört und sie zugleich gegen das Wetter geschützt sind. Sie brüten vier bis fünf Junge aus, und sobald diese für sich selbst sorgen können, machen die Mütter ihr Nest für eine zweite Brut zurecht; die ersten Hecken versammeln sich dann in großen Schaa- ren und man sieht sie an sonnigen Morgen und Aben- den um Thürme herumschwärmen und auf den Dä- chern der Kirchen und Häuser sitzen. Diese Versamm- lungen nehmen gewöhnlich um die erste Woche des Augusts ihren Anfang.

Die Hausschwalben sind bei dem Baue ihrer Nes- ter sehr eigensinnig, von denen sie mehrere anfangen und sie unvollendet lassen. Die Materialien, welche sie dazu brauchen, verarbeiten sie mit ihrem Schnabel und bewegen ihre Köpfe mit einer schnellen, zitternden Bewegung.

W o c h e.

Am 7. September 1757 wurde der preussische Generalleutnant Hans Karl von Winterfeld, geboren in der Uckermark im Jahre 1709, der zu Friedrichs des Großen vorzüglichsten Generalen gehörte und im sieben- jährigen Kriege sich besonders berühmt gemacht hat, durch eine Kugel, welche das Rückgrat zerschmetterte, in dem Gefechte bei Moys, ohnweit Görlitz, getödtet. Noch sterbend zeichnete er mit großer Geistesgegenwart den Befehlshabern Alles, was sie zu beobachten hät- ten, alle in Acht zu nehmenden Posten und Wege auf's Genaueste vor. Als Friedrich II. den Tod seines Lieb- lings vernahm, sagte er, von Schmerz ergriffen: „Wi- der die Menge meiner Feinde werde ich wohl Mittel finden, aber ich werde wenige Winterfeld's antreffen.“ Winterfeld zeichnete sich unter andern aus bei der Ein- nahme der Festung Großglogau, in den Schlachten bei Chotusitz, Jennersdorf, Reichenbach und Prag.

Am 8. September 933 gewannen deutsche Krie- ger unter ihrem würdigen Kaiser Heinrich I., mit dem alten fränkischen Feldgeschrei: Kyrie Eleison! unfern Merseburg, einen großen Rettungsfieg über raubsüch- tige Ungarn oder Madsharen. Zu Horburg an der

Luppe, einem Dorfe 3 Stunden von Merseburg, wird zum Andenken an jene Schlacht jährlich an diesem Tage Markt gehalten, und in dem Dorfe Keuschberg ein Volks- fest gefeiert, wobei in der Kirche, welche Heinrich auf derselben Stelle, wo seine gefallenen Krieger beerdigt worden, erbauen ließ, die Geschichte jener Schlacht vorgelesen wird.

Am 9. September 1409 wurde durch den Papp Alexander V. die Stiftungsbulle der sächsischen Univer- sität zu Leipzig ausgefertigt. 2000 Studenten hatten sich mit einigen Lehrern, geführt von dem Doktor Jo- hannes Hofmann, aus Prag nach der genannten Stadt gewendet, und eine neue Hochschule gegründet. Der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Streitbare, ge- währte den Ankömmlingen die freundlichste Aufnahme und regste Unterstützung.

Am 10. September 1678 wurde der Friede zu Nymwegen zwischen dem Könige von Frankreich Lu- wig XIV. und den Generalstaaten geschlossen.

Am 11. September 1723 ist der Geburtstag des um das Erziehungswesen hochverdienten Johann Bern- hard Basedow; Hamburg ist sein Geburtsort. Er studirte zu Leipzig 1744 u. 45. Er war Professor der Moral und schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Sorde und am Gymnasium in Altona, doch zog er in den spätern Jahren ein mehr unstatetes Leben vor, und beschäftigte sich ohngefähr vom Jahre 1768 an hauptsächlich mit der Reformation des Schulwesens, wodurch er sich ohnstreitig große Verdienste erworben und seinem Namen ein ehrenvolles Andenken gesichert hat. Er war der Stifter der berühmten Erziehungs- anstalt zu Dessau, Philanthropinum genannt, 1774. Basedow starb in einem Alter von 67 Jahren zu Magdeburg den 25. Juli 1790.

Am 12. September 1683 wurde Oesterreichs Haupt- stadt, Wien, welche seit dem 16. Mai 1683 von einem türkischen Heere unter dem Bezier Kara Mustapha belagert war, durch ein Bundesheer von Deutschen und Polen befreit, welche sich auch des beutevollen Lagers der flüchtigen Muselmänner bemächtigten. Dem heldenmü- thigen Polenkönige, Johann Sobiesky, welcher mit sei- nen Reiterschaa- ren auf dem rechten Flügel zur Befre- gung der Türken vorzüglich thätig sich gezeigt hatte, überließ man nicht nur das kostbare Zelt des Beziers, sondern es ward ihm auch, als dem Befreier Wiens, in dieser Stadt ein Denkmal errichtet, mit folgender der heil. Schrift (Joh. I. 6.) entnommenen Inschrift:

„Es kam ein Mann, von Gott gesandt, der hieß Johannes.“

Am 13. September 1779 erließ der König von Preußen, Friedrich II., aus Potsdam ein Rescript we- gen Besteuerung des Kaffee's, worin folgende wieder- holungswerthe Stellen befindlich sind: „Es ist abscheu- lich, wie weit es mit der Konsumtion des Kaffee's geht, und wie viel Geld dafür aus dem Lande geschickt wird. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch ge- wöhnt sich jetzt zum Kaffee, da solcher auf dem Lande so leicht zu haben. Wird das aber ein Bischen er- schweret, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen. Uebrigens sind Sr. Königl. Majestät höchst- selbst in Dero Jugend mit Bieruppen erzogen, mit- hin können die Leute dort eben so gut mit Bieruppen erzogen werden.“

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.